

PHÄNOMENE DER ARMUT UND EXKLUSION BEI MULTILOKALEN LEBENSFORMEN

Andreas KOCH, Salzburg*

mit 1 Abb. und 1 Tab. im Text

INHALT

Summary	209
Zusammenfassung	210
1 Einleitung	210
2 Armut, Exklusion, Identität	211
3 Multilokalität	217
4 Multilokale Identitäten im informellen Sektor	220
5 Multilokale Identitäten im ersten Arbeitsmarkt	222
6 Fazit	226
7 Literaturverzeichnis	226

Summary

Phenomena of poverty and exclusion due to multi-local forms of living

Multi-local forms of living and poverty do not generate a natural, self-explained relationship. An exclusive reference to the notion of poverty and its operationalizations to measure it, makes it de facto more difficult to discuss problems of multi-locality, defined here as 'vita activa' on multiple places. With a splitting of the traditional single centre of one's life into two or more, pauperization of social-spatial integration and of the development of one's identity may arise. For this reason, the following paper proposes to extend studies of multi-locality conceptually by focusing additionally on potential risks of social and spatial exclusion as well as of precarious developments of identity. The level of being embedded in family connections, neighborhood relations and institutional networks can then be investigated in more detail. Moreover, the notion of poverty can be enriched by generating this multi-dimensional frame. Two different labor markets – the informal, less-qualified, and the formal, highly-qualified – are chosen to illustrate this methodological concept empirically.

* Univ.-Prof. Dr. Andreas KOCH, Fachbereich Geographie und Geologie, Universität Salzburg, A-5020 Salzburg, Hellbrunnerstr. 34; e-mail: andreas.koch@sbg.ac.at, <http://www.uni-salzburg.at/geo>

Zusammenfassung

Multilokale Lebensformen und Armut stehen in keinem offensichtlichen, aus sich heraus erklärbareren Zusammenhang. Tatsächlich erschwert eine ausschließliche Bezugnahme auf den Armutsbegriff und seine Operationalisierungen zur Messung von Armut eine Diskussion, die sich mit den Problemen von Multilokalität, hier verstanden als ‚vita activa‘ an mehreren Orten, auseinandersetzt. Die Aufspaltung des traditionell einen räumlichen Lebensmittelpunktes auf zwei oder mehr, birgt jedoch gleichwohl das Risiko der Verarmung an sozialräumlicher Integration und Identitätsentwicklung in sich. Aus diesem Grund schlägt der folgende Beitrag eine konzeptionelle Erweiterung der Untersuchung von Multilokalität vor, die auf systemtheoretischer Ebene die Gefahr der sozialen und räumlichen Exklusion einerseits und der Schwierigkeit der persönlichen Identitätsentwicklung andererseits mit in den Blick nimmt. Auf diese Weise ist es eher möglich, Differenzierungen der Einbettung in familiäre, nachbarschaftliche oder institutionelle Kontexte herauszuarbeiten und so auch den Bezug zu Armut in einen mehrdimensionalen Rahmen zu stellen. Am Beispiel der Situationen im geringqualifizierten-informellen und im hochqualifizierten-ersten Arbeitsmarkt wird diese Blickerweiterung empirisch vollzogen.

1 Einleitung

Sich nirgendwo zu Hause fühlen: diese Aussage wird häufig von Menschen getroffen, deren räumlicher Lebensmittelpunkt sich durch berufsbedingte Entscheidungen auf zwei, manchmal auch mehr weit auseinanderliegender Standorte aufgeteilt hat. Mit diesem Defizit ist ein gradueller und partieller Abbau der sozialräumlichen Integration in familiäre, nachbarschaftliche und institutionelle Zusammenhänge am Herkunftsort angesprochen, die nicht oder kaum am neuen Wirkungsort kompensatorisch aufgebaut werden können. Eine Verarmung der eigenen Gestaltungsmöglichkeiten im Identitätsprozess sowie der sozialen Interaktionen ist die Folge. Obgleich also Armut konstatiert werden kann, passt der Begriff aufgrund seiner spezifischen Verwendung nur sehr bedingt. Aus diesem Grund erweitert der folgende Beitrag den Horizont um Ansätze der Exklusion bzw. Inklusion sowie der persönlichen Identität.

In diesem Diskurs spielt der räumliche Kontext eine wichtige Rolle. Zur Bezeichnung des angesprochenen Phänomens finden sich hierfür in der Literatur Begriffe wie transnational, plurilokal oder multilokal. Mit der Auflösung räumlicher Fixierung von kulturellen Identitäten ist der Begriff des Transnationalismus jedoch nur bedingt geeignet, weswegen hier Lokalität umfassender betrachtet wird – territorial, sozialräumlich und als Medium raumbezogener Identität. Mit APPADURAI (1998, S. 19), der hierfür den Begriff des *ethnoscape* in die Diskussion eingeführt hat, ist also der Frage nachzugehen: „Was bedeutet Örtlichkeit als gelebte Erfahrung innerhalb einer globalisierten, enträumlichten Welt?“ Örtlichkeit ist dabei im Sinne einer lokal verankerten

Einbettung bei multilokaler (synonym plurilokaler) Lebensführung zu verstehen, die persönliche Identitätsentwicklung nicht verhindert, sie aber aufgrund der Vervielfältigung des Ortsbezuges erschwert. Die aber eben auch nicht von der Vorstellung ausgeht, dass der Ort ein ausschließlich geographisch abgrenzbares Kommunikationssystem ist (vgl. MEYROWITZ 1998, S. 186). Dieser theoretischen Auseinandersetzung folgt im zweiten Teil eine empirische Beschreibung multilokaler Lebensformen, die nach der Integration in den Arbeitsmarkt zwei Gruppen unterscheidet; jene Multilokalen, die im informellen Sektor und jene, die im ersten Arbeitsmarkt inkludiert sind.

2 Armut, Exklusion, Identität

„Unmöglich ist das, dem es widerspricht zu sein. Möglich ist das, dem es nicht widerspricht, zu sein. Zufällig ist das, dem es nicht widerspricht, nicht zu sein. Notwendig ist das, dem es widerspricht, nicht zu sein“ (KAMPER 1996, S. 109). Diese Konstellation von Logik ist auf den Begriff der Armut und dem, was er bezeichnen soll, problemlos anwendbar. Armut ist ein Phänomen, das die gesellschaftliche Entwicklung zu allen Zeiten und in allen Regionen mitgeprägt, dabei gleichwohl immer wieder unterschiedliche kulturelle Wahrnehmungskontexte und politische Denkmuster hervorgebracht hat. Allein in den letzten 50 Jahren haben sich in Europa, flankiert von einer daran orientierten instrumentellen Förderkulisse der Europäischen Gemeinschaft bzw. Union, mehrere ‚Leitbilder‘ wie ‚Armut als generelle Notlage‘, ‚neue Armutsdynamik‘, oder ‚Armut im Wohlstand‘ etabliert und überlagert, die in entsprechende Bemühungen einer möglichst adäquaten Operationalisierung des Armutsbegriffes mündeten. In diesen Versuchen der Problemerkennung steckt das gesellschaftspolitische Ziel der Armutsbekämpfung, sie also unmöglich werden zu lassen. Dieses Ziel zu erreichen, erscheint vor dem Hintergrund globalisierter, pluralisierter und individualisierter Lebensbedingungen immer unrealistischer, BUDE und WILLISCH (2008, S.15) sprechen von einer »Kultur des Zufalls« wonach sich die Gegenwart „[...] nicht mehr an einer schlechteren Vergangenheit, sondern vor allem an einer möglicherweise schlechteren Zukunft“ misst. Offen bleibt die Frage, ob Armut damit zu einer gesellschaftlich zu akzeptierenden Notwendigkeit mutiert.

Diese Widerspruchslogik verweist auf das bekannte Phänomen, dass Armut ein vielsagender Begriff ist, der keinen eindimensionalen, monokausalen, wertfreien sowie raum- und zeitunabhängigen Bedeutungsmaßstab nahelegt. BOHLE's (1997, S. 125) Feststellung „Die gegenwärtige Armut hat mit dem Massenelend früherer Zeiten kaum etwas gemeinsam und bewegt sich in der Regel deutlich oberhalb eines physischen Existenzminimums. Es handelt sich um Armut im Wohlstand“ mag dies exemplarisch zum Ausdruck bringen. Diese Feststellung macht aus wohlfahrtsstaatlicher Perspektive eine Armutsmessung nicht obsolet, expliziert jedoch ihren Status als Indikator: Gemessene Armut beansprucht weder absolute noch unabhängige Gültigkeit. Zugleich spiegelt sie keine subjektiven Empfindungen wider, sondern quantifiziert gesellschaftliche Definitionen. Mit dieser Erkenntnis kommt man aber nicht unmittelbar weiter, denn

weder sind gesellschaftliche Wert- und damit auch Armutsdefinitionen unabhängig von individuellen Präferenzen, noch schafft die Bezugnahme auf Gesellschaft einen eindeutigen Referenzrahmen. Gesellschaft zum Beispiel als territorial-national zu konstruieren ist, wie noch zu zeigen sein wird, eine partiell anachronistische Vorstellung, die nur noch eingeschränkten Beschreibungscharakter besitzt.

Die Messung von Armut – ob direkt über den Deprivations- oder den Lebenslagenansatz, die mithilfe von gewichteten Indikatoren eines Warenkorb an Gütern Armut quantitativ zu erfassen versuchen, oder indirekt zum Beispiel über den Ressourcenansatz, der nach der individuellen Verfügbarkeit über verschiedene Kapitalformen wie physisches, finanzielles, kulturelles, soziales oder Bildungskapital die Handlungsspielräume von Personen vergleichend über gewichtete Äquivalenzeinkommen (und damit letztlich häufig nur auf die Finanzressourcen abstellen) misst – liefert in jedem Fall eine empirisch nachvollziehbare, objektivierbare (nicht objektive) Vergleichsgrundlage, um politisches Handeln zu legitimieren. Mit dieser Zielsetzung geht jedoch eine eindimensionale Blickverengung einher, die Armut auf einen monetären Schwellenwert reduziert und Personen bzw. Haushalte das Attribut ‚arm‘ fremdzuweist, ohne deren Selbstzuweisung zu berücksichtigen. So gelten nicht nur viele alleinerziehende Eltern oder alte Menschen als arm, sondern zum Beispiel auch Studenten, da auch sie häufig unter den definierten Schwellenwert fallen. Dieser Effekt ist bekanntermaßen unumgänglich, kein methodischer Ansatz kann einen allumfassenden ‚Panoramablick‘ beanspruchen; insofern ist Armutsmessung nicht per se ein Problem, problematisch ist die fehlende Berücksichtigung der Frage nach den Ursachen, Wirkungsmechanismen, raum-zeitlichen Dynamiken und Voraussetzungen, die für die Entstehung, Veränderung, Verschärfung oder Abwendung von Armut eine Erklärungs- und Bewertungsgrundlage bieten können.

Diese theoretische Durchdringung kann mithilfe der Theorie sozialer Systeme plausibel vorgenommen werden (vgl. LUHMANN 1993), weil sie eine Verschiebung der primär bedeutsamen Blickrichtung von segmentär und stratifikatorisch differenzierten Gesellschaften hin zu funktional differenzierten (Teil-)Systemen des Sozialen durchführt und damit die Bedingungen spät- oder postmoderner Gesellschaften adäquater analysieren hilft. Gesellschaft – als Weltgesellschaft und nicht als über Territorialgrenzen konstruierte Gesellschaften – differenziert sich nach diesem Verständnis in Teilsysteme wie beispielsweise Wirtschaft, Politik, Recht, Familie oder Wissenschaft aus, die auf der einen Seite nach ihren jeweils spezifischen Bedingungen funktionieren (z.B. Politik über Macht, Wissenschaft über Wahrheit), andererseits und zugleich in einem interdependenten Gefüge zueinander stehen (z.B. wirken politisch initiierte Gesetze in die wissenschaftliche Forschung hinein). Im Unterschied zu früheren Gesellschaftsdifferenzierungen sind funktional differenzierte Gesellschaften somit nicht hierarchisch, sondern polykontextual strukturiert.

Mit dieser Evolution gesellschaftlicher Grundzusammenhänge verändern sich auch die Integrationsprinzipien des Einzelnen – nicht mehr Verwandtschaftsbeziehungen, Geschlecht oder Alter gelten als ausschlaggebende Kriterien (obgleich sie nicht irrelevant werden), sondern individuelle Entscheidungen in einem kontingenten Wahlmodus. „Die Differenzierung nach Funktionen verbreitert und differenziert den Horizont der Möglichkeiten [...]; sie regt Variationen in der Gesellschaft an und erhöht die Bedin-

gungen für Selektivität im Vergleich zu früheren Differenzierungsformen. Das bedeutet sowohl Vorteile als auch Probleme, weil dadurch den sozialen und den psychischen Systemen sehr viel höhere Komplexität verfügbar wird“ (BARALDI et al. 1997, S. 71). Zur Beschreibung der Integrationsmodi in soziale Systeme dient das Begriffspaar Inklusion-Exklusion. Nach BUDE (2008, S. 247f.) wurde der Begriff der sozialen Exklusion ursprünglich zur Beschreibung „[...] sozioökonomischer Marginalisierung, lebenskultureller Entfremdung und sozialräumlicher Isolierung [...]“ verwendet. In dieser Interpretation hebt er stärker auf die kumulativen Folgen des Zustands, ausgeschlossen zu sein, ab. Mir geht es demgegenüber vorrangig um die Mechanismen und Folgen einer selektiven und partiellen Inklusion bzw. Exklusion, die sich an der Vorstellung einer nicht zwingend vollständigen gesellschaftlichen Einbettung, sondern eines durch Funktionssysteme differenzierten, polykontexturalen und quantitativ wie qualitativ unterschiedlichen Eingebundenseins in gesellschaftliche Zusammenhänge orientiert. Diese Perspektive scheint mir für eine Interpretation unterschiedlicher Formen von Multilokalität und ihrer Verknüpfung mit Armut angesichts ihres komplexen Charakters eine geeignete zu sein.

Der Bezug auf Funktionssysteme und ihren jeweiligen Inklusions- bzw. Exklusionsmechanismen impliziert dabei keine Abkopplung vom Armutsbegriff mit seinen Assoziationen und Operationalisierungen, sondern relativiert diesen durch Kontextualisierung, indem er einen multidimensionalen Zugang mit je spezifischen Kopplungen zwischen den Funktionssystemen zulässt. Diese Kopplungen können zwar durchaus, wie LUHMANN (1996, in: BUDE & WILLISCH 2008, S. 17) betont, sich negativ verstärken – „Funktionssysteme schließen, wenn sie rational operieren, Personen aus oder marginalisieren sie so stark, daß dies Konsequenzen hat für den Zugang zu anderen Funktionssystemen. Keine Ausbildung, keine Arbeit, kein Einkommen, keine regulären Ehen, Kinder ohne registrierte Geburt, ohne Ausweis, ohne Zugang zu an sich vorgesehenen Anspruchsberechtigungen, keine Beteiligung an Politik, kein Zugang zur Rechtsberatung, zur Polizei oder zu Gerichten [...]“ – primär von Bedeutung sind jedoch ihre individuellen Verkettungen sowie deren subjektive Wahrnehmung. Das macht eine Bewertung der Lebenslagen nicht unbedingt einfacher. Denn auch die ‚subjektive Wahrnehmung‘ ist, in zweifacher Hinsicht, multipel. Zum einen gilt es, zwischen den Selbstkonstruktionen der Betroffenen (im Sinne einer Beobachtung erster Ordnung) und den Fremdkonstruktionen der am Phänomen Interessierten, wie Wissenschaftler und Politiker, zu unterscheiden (dies dann als Beobachtung zweiter Ordnung). Eine Übereinstimmung der Beobachtungen ist hierbei weder zwangsläufig noch wahrscheinlich. Empirische Studien zeigen immer wieder, dass als von Beobachtern zweiter Ordnung wahrgenommene Probleme, Krisen oder Ungerechtigkeiten von den Betroffenen selbst weniger problematisch, krisenhaft oder ungerecht empfunden, zumindest aber als prinzipiell lösbar eingeschätzt werden (vgl. RERRICH 2006, SPIEGEL 2005).

Zum anderen differenziert sich die ‚subjektive Wahrnehmung‘ hinsichtlich des Grades an Exklusion und Inklusion. Die Vorstellung einer Dichotomie ist weder empirisch noch theoretisch haltbar: „Im strengen Sinne lässt sich in einer Gesellschaft nie von Situationen außerhalb des Sozialen sprechen. Es geht darum, das *Kontinuum von Positionen* zu rekonstruieren [...]“ (CASTEL 2008, S. 73). Und dieses Kontinuum

variiert formal-funktional, zeitlich und räumlich; entsprechende Versuche, diesen Sachverhalt theoretisch zu berücksichtigen, sind durchaus vorhanden, wie zum Beispiel jener von SCHROER (2008, S. 194). Insofern bleiben Orientierungen an den Polen der aufgespannten Möglichkeiten an der Oberfläche verhaftet: „Was aber ist mit jenen, denen es an einer *eindeutigen* Definition als Arbeitsmarktteilnehmer, Staatsbürger, oder Kulturvertreter mangelt? Menschen in atypischen Beschäftigungsverhältnissen, mit unklarem Aufenthaltsstatus oder bi-kultureller Zugehörigkeit haben keinen institutionalisierten Fürsprecher. Sie kommen daher bei ausgehandelten Regelungen nicht in Betracht und können ihre Rechte schlecht einklagen. Sie sind nicht bloß Verlierer im Spiel, sondern überflüssig fürs Spiel“ (BUDE & WILLISCH 2008, S. 25; ferner S. 29; Hervorhebung A.K.). Dass weder das eine noch das andere zutreffend sein muss, dass eindeutige Definitionen weder notwendige noch hinreichende Voraussetzungen sein müssen, zeigen beispielsweise die unter anderem in Deutschland und Österreich in Gang gesetzten politischen Bemühungen zur arbeitsrechtlichen Legalisierung von Beschäftigungsverhältnissen in der häuslichen Pflege von mittel- und osteuropäischen Transmigrantinnen (vgl. MEYER-TIMPE 2007). Denn hier erfolgt eine partielle Inklusion in das Funktionssystem der Wirtschaft (konkret Arbeitsmarkt), ohne eine (partielle) Inklusion in andere soziale Systeme, wie politisches oder auch wirtschaftliches System (z.B. Immobilienmarkt), ableiten zu können.

Das Bild, auf das das Begriffspaar Exklusion/Inklusion verweist, ist das einer zunehmend schwieriger einschätzbarer Zukunft der Erwerbsarbeit, deren Stellenwert entgegen einer mitunter prognostizierten Bedeutungszunahme bürgerschaftlichen Engagements nach wie vor als hoch beurteilt wird. Pointiert bringt dies VOGEL (2008, S. 156) zum Ausdruck: „Ohne Erwerbsarbeit zu sein beinhaltet nicht nur die Drohung mit materieller Not. Es bedeutet vor allem den Entzug sozialer Aufmerksamkeit und Geltung. Die, die ohne Erwerbsarbeit sind, haben nichts mehr vorzuweisen und können den Ansprüchen einer wohlhabenden Gesellschaft nur schwer oder gar nicht mehr genügen“. Erwerbsarbeit avanciert damit zum Dreh- und Angelpunkt einer globalisierten Wissensökonomie und manifestiert sich in einer durch verstärkten Technologie- und Kapitaleinsatz bedingten Verknappung des Produktionsfaktors Arbeit. Aber nicht allgemein. Von dieser Entwicklung besonders betroffen sind typische Facharbeiterberufe mit entsprechender Qualifikation. Diese wachsende Lücke wird einerseits durch Erwerbsarbeit, für die es keine spezifische Qualifikation braucht (Sozial-, Sicherheits- und Reinigungsberufe), die aufgrund ihrer geringen Entlohnung und unregelmäßigen Arbeitszeiten aber ein hohes Maß an Flexibilität verlangen, aufgefüllt. Die Ausbreitung dieses informellen Sektors ist in der globalisierten Wissensökonomie – und hier liegt die Betonung auf ‚global‘ – eine der Quellen für multilokale Lebensformen, denn mit den internationalen Lohngefällen scheint für beide Seiten dieses Arbeitsmarktsegments eine win-win-Situation zu bestehen: Das Erfordernis der Flexibilität wird durch höhere Einkommen am Herkunftsort erzielt. Hier liegt also durchaus eine spezifische Form von Inklusion – in einem Funktionssystem – vor, die jedoch Integrationsofferten in anderen Funktionssystemen nicht automatisch inkludiert.

Andererseits nehmen relativ jene Arbeitsplätze zu, für die höchste Qualifikationen nachzuweisen sind. Diese Arbeitsplätze konzentrieren sich, auf bereits hohem Niveau, weiter zunehmend in den hoch- und höchstrangigen Wirtschaftszentren dieser Welt.

Eine win-win-Situation ist in diesen Branchen der hochrangigen unternehmensbezogenen Dienstleitungen nicht so selbstverständlich zu erkennen, verlangen sie doch ebenfalls ein hohes Maß an Flexibilität bezüglich Arbeitszeiten und Arbeitsorten. Zudem erzielen nur diejenigen globalen Wissensarbeiter ein hohes Einkommen, die in klassischen Arbeitsverhältnissen stehen, für einen nicht unerheblichen Teil von ihnen, der so genannten ‚Generation Praktikum‘ (vgl. exemplarisch <http://www.generation-praktikum.at>), geht hohe Qualifikation nicht mit einem für adäquat und gerecht erachteten Beschäftigungsmuster einher. Aber auch sie sind partiell in soziale Systeme inkludiert und nicht in jedem Fall von ökonomischer Armut betroffen. Daran ist unschwer zu erkennen, dass nicht nur Exklusions-, sondern auch Inklusionsmechanismen kritisch zu hinterfragen sind.

An diese Ausführungen schließt sich somit fast schon zwangsläufig die Bemerkung an, dass die Exklusions-/Inklusions-Terminologie die Auseinandersetzung mit Armut nicht ersetzt – entscheidend ist eine Verknüpfung dieser beiden Diskurse. Die Komplexität dessen, was mit Ex- und Inklusion bezeichnet werden soll, führt nämlich ebenfalls zu problematischen Begriffsverwendungen, die aufgrund der Heterogenität der Beobachterperspektiven und der Hybridität der Integrationsfragen auch unumgänglich scheinen. Gegen seine kontextlose Verwendung hat beispielsweise CASTEL (2008, S. 71ff.) argumentiert, dass das Phänomen der Exklusion nicht in dem Phänomen selbst ursächlich zu finden ist – so sind qualifizierte Langzeitarbeitslose ebenso wie unqualifizierte Jugendliche von einigen Funktionssystemen mehr oder weniger ausgeschlossen, ihre Situation ist aber nicht direkt miteinander vergleichbar.

Für eine theoretische Durchdringung des Zusammenhangs zwischen Multilokalität und Armut scheint die Konzeptionalisierung der Systemtheorie mit ihren funktional differenzierten sozialen Systemen und ihren hierauf bezogenen Inklusionspotenzialen bzw. Exklusionsgefahren ein geeigneter Ansatz zu sein. Die Selbst- und Fremdkonstruktion als in soziale Systeme integrierter Teil der Gesellschaft kann differenzierter nachvollzogen und im Zusammenhang der Armutsbewertung und -messung analysiert werden. Hinzu kommt, dass mit der Theorie sozialer Systeme nicht die Einzelschicksale – über Schicht-, Geschlechts-, ethnische oder Altersidentität – als primäre Kategorie der Differenzierung sozialer Ungleichheit verstanden werden, sondern mit der funktionalen Differenzierung eine soziale Kontextualisierung vorgenommen wird, die „[...] soziale Ungleichheit temporär und auf einzelne Funktionsbereiche beschränkt [...]“ (Löw 2002, S. 15) sieht. Deutlicher noch hat dies KRÄMER-BADONI (2002, S. 77) formuliert: Personen „[...] sind nur partiell in gesellschaftliche Teilsysteme inkludiert, als Individuen aber exkludiert“, woraus unter anderem folgt, dass individuelle Exklusion „Voraussetzung der partiellen Inklusion in die Teilsysteme“ (ebd. S. 78) ist. So sieht auch GOEKE (2007, S. 76f.) gelungene Anhaltspunkte (theorieimmanente wie epistemologische) für eine systemtheoretische Untersuchung transnationaler Migrationsphänomene.

Eine hochauflösende Trennschärfe wird, aufgrund der genannten Gründe, gleichwohl nicht zu erreichen sein. Bezieht man allerdings nun ‚Armut‘ und ‚funktional differenzierte In-/Exklusion‘ dialektisch aufeinander, so taucht als ein synthetischer Kondensationskern der Begriff Identität am Horizont auf und verbessert die Schärfe des Blicks. Denn der Identitätsbegriff konnotiert Armut und Exklusion dadurch, dass

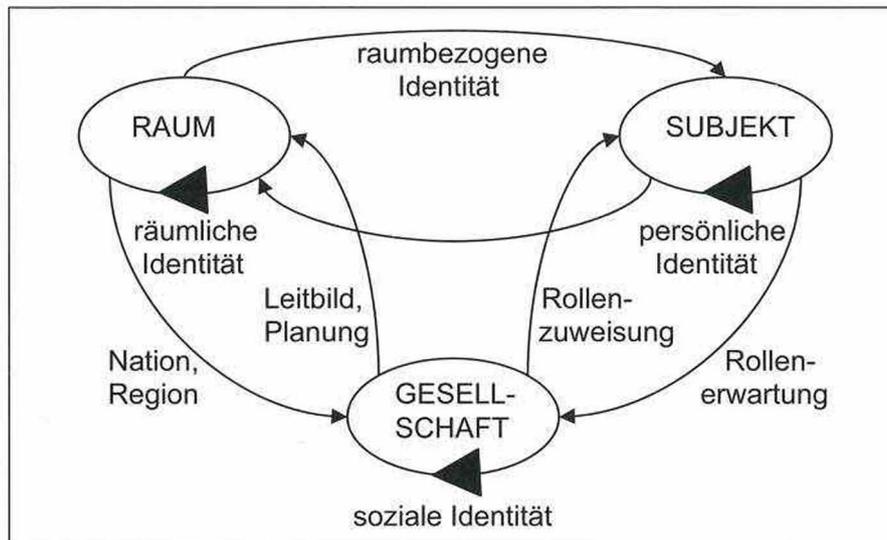


Abb. 1: Identität zwischen Selbst, Gesellschaft und Raum

er die Ergebnisse objektiver Armutsmessungen subjektiviert und die subjektiven Aushandlungsprozesse der Inklusion(sbemühungen) objektivierte. Während ersteres über eine persönliche Abwägung der als gesellschaftlich für notwendig erachteten Güter und Dienstleistungen (Warenkorb) und ihrer monetären Aufwendungen erfolgt, gelingt letzteres über einen Abgleich subjektiver Bedürfnisse mit kollektiven Strömungen. Dieses Wechselspiel zwischen Individuum und Gesellschaft (oder Kollektiv) sollte meines Erachtens nun um den Bereich des Räumlichen erweitert werden (vgl. Abb. 1), um dem Lokalen einen analogen Stellenwert im Identitätsprozess zuzusprechen und damit dessen Multiplikation durch Transmigration als Einflussgröße – im handlungserweiternden wie handlungsbeschränkenden Sinne – anzuerkennen.

Jede der drei Systemebenen verfügt über eine operative Schließung als Grundlage ihrer Existenz und über eine strukturelle Öffnung als Grundlage ihres Wandels. Für die Selbst- und Fremdwahrnehmung als Person ist die persönlichkeitsbildende Identität eine konstitutive Voraussetzung, die einen Selbstbezug herstellt. „Die Identität ist ein Prozess des Schließens und Festlegens, der sich der Logik der Öffnung und der Bewegung der Reflexivität widersetzt“ (KAUFMANN 2005, S. 113). Der Rückbezug auf das eigene Selbst ist als ein temporäres Innehalten zu verstehen, das zur Aufrechterhaltung der eigenen *Entscheidungsfähigkeit* gebraucht wird. Man erkennt die vielfältigen Wahlmöglichkeiten der Lebensgestaltung und sieht sich zugleich mit dieser Vielfalt konfrontiert, immer wieder zu einer Entscheidung zu gelangen. Die Subjektivität bleibt in diesem Prozess bestehen, wie KAUFMANN (ebd. S. 102) zu Recht betont: „Vom Standpunkt des wählenden Individuums aus zählt nicht die objektive Machbarkeit einer Identität, sondern die Vorstellung, die es sich selbst von dieser Machbarkeit macht“. Das ist die eine Seite der Identität. Ihre Rückseite verweist auf

die biographischen, sozialen und räumlichen Rahmensetzungen der Kontingenz, auf das ‚immer auch anders Entscheiden können‘. Man könnte auch so formulieren: Der Selbstbezug ist ohne Fremdbezug nicht zu haben. Das Moment der strukturellen Öffnung als komplementäre Eigenschaft des Identitätsprozesses stellt nun die Bezüge zu den in sozialen und räumlichen Systemen durch deren operative Schließungen hervorgebrachten temporären Ergebnissen her. Die Vorstellung der Machbarkeit wird somit an diesen Ergebnissen reflektiert. Um hier noch einmal mit KAUFMANN (ebd. S. 106) zu sprechen: „Die Identität ist eine permanente Erfindung, die aus nicht erfundenem Material geschmiedet wird“.

Mit dieser Vorstellung von persönlicher Identität erscheinen die Bezüge zu Armut und Exklusion/ Inklusion in ein geeignetes Licht gerückt worden zu sein. Es eröffnen sich interpretative Spielräume bei der Bewertung multilokal agierender Personen, die eindimensionale Reduktionen von Armut und Exklusion vermeiden helfen, ohne deren auch problematische Seite aus dem Blick zu verlieren. Denn das von den jeweiligen Funktionssystemen zur Verfügung gestellte ‚nicht erfundene Material‘, jene Ressourcen und Potenziale, die als Bedingung der Möglichkeit für Identitätsprozesse von Bedeutung sind, sind bezüglich ihrer Zugangschancen und Relevanzbewertung nicht allein mit der Komponente der sozialen Systemintegration, sondern auch mit jener der räumlichen Systemintegration in einen Zusammenhang zu stellen (vgl. KOCH 2006, 2004; zur raumbezogenen Identität auch WEICHHART 1999). Die Erweiterung um diese Integrationsdimension ist allgemein vonnöten, da Armuts- und Exklusionsbeobachtungen sich, wie erwähnt, nur noch partiell und selektiv an territorialen Raumkonzepten (wie dem Nationalstaat) durchführen lassen (und selbst das Politik-, Rechts- und Bildungssystem ist kaum mehr adäquat mit einer territorialen Konnotation beschreibbar). Räumlichen Systemen in diesem triadischen Gefüge der Abbildung 1 Aufmerksamkeit zu widmen bietet die Chance, mit einem systemtheoretischen Äquivalent die Ressourcenverfügbarkeit weiter zu spezifizieren, denn ihre Geltung hängt auch „[...] mehr und mehr davon ab, wo man sich aufhält“ (SCHROER 2008, S. 181; WEISS 2008, S. 226ff.). Und dieser Wirkungskomplex aus Armut, Exklusion und Identität potenziert oder initiiert Folgeprobleme für jene Menschen, die an mehr als einem Ort sich um System- und Raumintegration bemühen (müssen).

3 Multilokalität

Für ein entlang dieser Begrifflichkeit argumentierendes Verständnis sind somit die funktionale Differenzierung des Sozialen und die räumliche Differenzierung des Lokalen (des Örtlichen) wechselseitig aufeinander zu beziehen. Teil dieser Argumentationslogik ist es, allen Systemtypen eine operative Unabhängigkeit zuzusprechen, somit auch Raum als eigenständiges System mit „[...] Konstitutionskraft, welche selbst Differenzierungsgenerator wird“ (Löw 2002, S. 11) anzuerkennen. Räumliche Systeme sind also nicht, wie NASSEHI (2002, S. 211f.) für Städte folgerichtig formuliert, ‚Gesellschaften auf lokaler Basis‘, sondern umgekehrt ‚Lokalitäten auf gesellschaftlicher Basis‘. Auf

der Maßstabsebene des urban-lokalen lassen sie in ihren Verdichtungen der unterschiedlichen Inklusionskompositionen Identitätsentwicklungen in ihrer Mannigfaltigkeit besonders sichtbar werden. Dies allein schon deswegen, weil ihre sozialräumliche Dichte Grenzen (verstanden als kognitive Schemata) der Verschiedenheit so deutlich betont (vgl. NASSEHI 2002, S. 212). Die Kopplung räumlicher mit sozialen Systemen generiert einen wechselseitigen Hervorbringungs- und Bedingungs-zusammenhang, räumliche Ordnungen repräsentieren soziale Ordnungen (der Ungleichheit, der Identität) *und* bringen sie hervor; und umgekehrt. Unter Bedingungen multilokaler Lebensführung potenzieren sich diese Hervorbringungs- und Bedingungs-zusammenhänge und tragen so das Risiko in sich, Identitäts- und Inklusionsbemühungen zu fragmentieren oder gar zu verhindern, die dann ihrerseits das Risiko der Verarmung implizieren können. Mit diesen Kontextualisierungen soll keiner kausalen Argumentationslogik das Wort geredet, wohl aber zum Ausdruck gebracht werden, dass kritische Konstellationen vorkommen können und, wie nachfolgend dargelegt, auch vorkommen.

Vor dem Hintergrund des aufgespannten Rahmens passt die Definition von ROLSHOVEN (2006, S. 29) zu Multilokalität besonders gut: „Multilokalität bedeutet *Vita activa* an mehreren Orten: der tätige Lebensalltag in seiner Gesamtheit verteilt sich auf verschiedene Orte, die in mehr oder weniger großen Zeiträumen aufgesucht und mit einer mehr oder weniger großen Funktionsteiligkeit genutzt werden“. Multilokalität ist damit, neben Migration und Zirkulation (Pendeln), eine Form von räumlicher Mobilität (vgl. WEICHHART 2008, S. 9). In einem anderen Beitrag weist ROLSHOVEN (2004, S. 213) darauf hin, dass multilokale Mobilität in der Spätmoderne für viele zu einer Alltagsnotwendigkeit geworden ist, für andere jedoch auch eine freizeitorientierte Möglichkeit. Diese Ambivalenz, die sich auch innerhalb der beiden Sphären wiederfindet, da ausbildungs- und berufsbedingte Mobilitätspraktiken das optionale wie das notwendige Moment in sich tragen, wird von ihr an der Dualität von Praxis und Leitbild im historischen Vergleich verdeutlicht: „In der frühen Moderne treffen wir auf *Sesshaftigkeit* als Leitbild und *Mobilität* als Praxis, während in der späten Moderne die *Mobilität* als Leitbild aufscheint und die *Sesshaftigkeit* Praxis ist. Namentlich in zwei Bereichen verzeichnet unsere Gesellschaft derzeit die höchsten Zuwachsraten: zum einen ist dies der Möbelhandel, also die «Branche der Sesshaftigkeit», zum anderen sind dies die «Reiseveranstalter, [...] die Branche der Mobilität» (ROLSHOVEN 2006, S. 29).

Vita activa an mehreren Orten verweist aber auch auf die Bedeutungszuweisungen an die lokalen Gegebenheiten und Erfordernisse, die als raumbezogene Identität Teil der persönlichen Identitätsbiographie sind. Jedes räumliche System setzt sich aus topographischen Materialitäten (der natürlichen und gebauten Umwelt), topologischen Netzwerkstrukturen (den relationalen (An)Ordnungen von Menschen und sozialen Gütern im Sinne von LÖW (2001)) und den dazugehörigen begrifflichen Assoziationen (den Bezeichnungen wie Landschaft, Stadt, Heimat, Grundstück, etc.) zusammen (vgl. hierzu auch OSSENBRÜGGE 2004, S. 5f.), der in Anlehnung an BOURDIEU topographische und topologische Raumdimensionen unterscheidet, um die Plurilokalität des Räumlichen zu erfassen). *Multilokalität* ist in diesem Sinne als synchroner Kreuzungspunkt multipler Assoziationen zu verstehen, der in unserem Kontext zumindest auf folgende verweist:

- **Lokalität als territoriale Einheit.** Die Ausübung menschlicher Tätigkeiten findet an Orten statt, für die definierte Hoheitsrechte vorliegen, an die wiederum Inklusionspotenziale anschließen. Hierzu gehören unter anderem Staatsbürgerschaft, politisches Wahlrecht oder der Zugang zu Bildungseinrichtungen.
- **Lokalität als sozialer Interaktionsraum.** Aus der Vielfalt möglicher Begegnungsorte kristallisieren sich spezifische heraus, an denen sich interpersonelle Beziehungen verdichten, die vor dem Hintergrund unterschiedlicher Migrations- und Mobilitätsmodi verschiedenartig begründet sind.
- **Lokalität als Identitätsraum.** Zu den konstitutiven Merkmalen raumbezogener Identität, die in ein ‚place making‘ als Artikulation (potenziell) selbstzufriedener Lebensführung münden, gehören Zugehörigkeitsgefühl, Vertrautheit, Sicherheit, Identifikation mit persönlichen Bedürfnissen, Identifikation von entsprechenden Angeboten, symbolische Aufladung lokaler Arrangements und Stimulation, um *vita activa* zu ermöglichen (PFAFF-CZARNECKA 2003, S. 9ff. kommt aus ethnologischer Perspektive zu einer ähnlichen Unterscheidung).

Mit Lokalität ist auf einer abstrakten Ebene somit das ausgedrückt, was NASSEHI (2002, S. 218) für die Städte konkretisiert, nämlich als Orte, „[...] an denen unterschiedliche soziale Ereignisse gleichzeitig „sichtbar“ werden und damit einen synchronen Raum aufspannen [...]. Die Einheit der Stadt [hier von Lokalität, A.K.] ist also zunächst nichts anderes als eine kognitiv erzeugte Einheit, innerhalb derer sich Gesellschaft [und Identitätsprozesse, A.K.] ereignet“.

Im Folgenden soll die Vielfalt multilokaler Alltagspraktiken und Identitäten schwerpunktmäßig zum einen für jene Personen illustriert werden, die im informellen Sektor beschäftigt sind, für die also aufgrund einer mehr oder weniger (noch) atypischen Integration in den Arbeitsmarkt die Möglichkeiten der Inklusion in andere Funktionssysteme entsprechend beeinflusst wird. Dabei handelt es sich meist um Migrantinnen, die den Spagat der *vita activa* an mehreren Orten zu bewältigen versuchen und durch ihre Einbindung in das ökonomische Funktionssystem spezifische Identitätsmuster entwickeln und Exklusionserfahrungen machen. Zum anderen wird dann auf jene multilokalen Ausprägungsformen eingegangen, die als so genannte ‚Shuttles‘ im ersten Arbeitsmarkt integriert sind. Wie für die erste Gruppe, die man in Anlehnung an RERRICH (2006) als ‚cosmopolitan MigrantInnen‘ bezeichnen kann, so gilt auch für diese, dass es sich um eine große Bandbreite an Mobilitäts- und Migrationsmuster handelt, die sich kaum unter einen Begriff subsumieren lassen. Shuttles repräsentieren im engeren Sinne Wochenpendler, aber selbst der Bezug auf den wöchentlichen Wechsel zwischen zwei Aufenthaltsorten trifft nur partiell zu. Zu diesem Typus multilokaler Lebensführung können darüber hinaus auch die so genannten LATs (Living Apart Together) sowie die Berufsmobilen wie Außendienstmitarbeiter, Piloten, Stewardessen, aber auch Wissenschaftler gerechnet werden. So unterschiedlich deren Inklusions- und Identitätsbezüge auch sind, so unterschiedlich sind auch ihre – und unsere – Interpretations- und Bewertungsansätze für Armut. Ein einigendes Moment gilt jedoch übergeordnet: Armut wird nicht auf eine monetäre Größe reduziert.

4 Multilokale Identitäten im informellen Sektor

Für eine plakative Darstellung jener im informellen Sektor beschäftigten multilokalen Migrantinnen beziehe ich mich im Folgenden auf zwei Arbeiten: Unter dem Titel ‚Die ganze Welt zu Hause. Cosmobile Putzfrauen in privaten Haushalten‘ schildert Maria RERRICH (2006) die Erfahrungen von in Deutschland als Putzfrauen arbeitenden Transmigrantinnen. Anna SPIEGEL (2005) untersucht mit zum Teil ähnlicher Motivation die ‚Alltagswelten in translokalen Räumen‘ von bolivianischen Migrantinnen in Buenos Aires. Obgleich sie ihre Untersuchung nicht in Europa durchgeführt hat, können in mancherlei Hinsicht Analogien zu europäischen Verhältnissen hergestellt werden.

Im informellen Sektor Beschäftigte verfügen über unterschiedliche legale Stati; mehr oder weniger üblich ist ein legaler Aufenthaltsstatus, zum Beispiel über ein Touristenvisum, gearbeitet wird jedoch illegal. „Die Grenzen zwischen legal, scheinlegal und illegal sind bereits definatorisch ziemlich fließend, und auch für die einzelne Person wechseln sich in der Migration nicht selten Phasen von Legalität und Illegalität ab. Denn man kann auf unterschiedlichen Ebenen legal oder illegal sein: im Hinblick auf die Einreise, den Aufenthaltsstatus oder den Beschäftigungsstatus“ (RERRICH, S. 107). Für Deutschland geht sie für das Jahr 2000 von etwa vier Millionen Haushaltshilfen in Privathäusern aus, von denen lediglich etwa 1% sozialversicherungspflichtig beschäftigt sind (RERRICH, S. 43).

Die prekäre bis nicht vorhandene Inklusion in das (staatsbürgerliche) Rechtssystem zieht folglich weitere unsichere Integrationsbemühungen in andere Funktionssysteme nach sich. Neben befristeten oder auch nicht näher spezifizierten Beschäftigungsverhältnissen, meist bei mehreren Arbeitgebern, werden für viele Multilokale dieses Typs die Bemühungen, eine akzeptable Wohnung zu finden, zu einer großen Herausforderung. Aus der Perspektive raumbezogener Identität stellt aber gerade die Funktion ‚wohnen‘ eine der zentralen Bedürfnisse dar. Einfache Ausstattung, häufige Wohnungswechsel bei zum Teil sehr kurzen Kündigungsfristen oder Unterschulung (!) bei Arbeitgebern, gehören zu den häufig geäußerten Schwierigkeiten. Bemerkenswert erscheint aber auch, welchen Stellenwert das Wort ‚wohnen‘ bei vielen Multilokalen besitzt: „Die Flexibilität und Unsicherheit der Lebensperspektiven sowie das Aufnehmen anderer [...] Personen in der Wohnung ist in diesem Milieu so selbstverständlich, das die Grenzen zwischen »wohnen« und »besuchen« nicht so scharf gezogen werden [...]. Deshalb ist es mir manchmal trotz mehrmaliger Nachfragen nicht gelungen, herauszubekommen, wer nun eigentlich in einer bestimmten Wohnung »wohnte« und wer nur »zu Besuch« war. Irgendwann wurde mir klar, dass meine Frage nach diesem Unterschied falsch gestellt war, denn der Status quo im Hinblick auf das Wohnen war in etlichen Fällen ohnehin oft nur für einen Tag X festzustellen“ (RERRICH, S. 68).

Im Extremfall fallen Arbeits- und Wohnort auch unmittelbar zusammen. Das kann, wie bei der Rund-um-die-Uhr Unterstützung pflegebedürftiger Personen in der Natur der Sache liegen, es kann aber auch mit Ausbeutung gleichgesetzt werden: „Das Leben im Innern des Sweatshops ist voll und ganz auf das Arbeiten ausgerichtet. Der größte Raum ist der Arbeitsraum, in dem die Näherinnen stehen. Der Platz mit den kleinen fensterlosen Schlafräumen wird mit Doppelstockbetten und zusätzlichen Matratzen

[...] maximal ausgenutzt“ (SPIEGEL, S. 47). In Verbindung mit 15 Stunden Arbeitszeit kommt man eigentlich unweigerlich zu folgender Einschätzung:

„Diese Arbeit nimmt dir das Leben weg. Weil du für nichts Zeit hast und immer eingeschlossen bist“ (SPIEGEL, S. 51).

Räumliche wie zeitliche Entgrenzungsprozesse manifestieren sich somit nicht nur in Berufen, deren Tätigkeit durch IuK-Technologien räumlich ubiquitär ausgeführt werden können, sondern auch in solchen, für die es keiner technologischen Mediation bedarf.

Nicht in den Genuss von Leistungen aus der Sozialversicherung zu kommen, impliziert weitere Ungleichheiten, die sich auf die persönliche Identität im Lebensalltag auswirkt. Krank zu werden, gehört dabei zu den größten Exklusionsgefahren, und dies nicht primär deshalb, weil es ohne Krankenversicherung kaum möglich ist, den Arzt aufzusuchen, sondern weil der Rehabilitationszeitraum Einkommenserzielung aus- und den Verlust des Arbeitsplatzes einschließt. „Frau Nowak kommt in unseren Gesprächen immer wieder auf ihre gesundheitliche Situation zurück. Ihre größte Angst ist nicht, einen ihrer Arbeitsplätze zu verlieren oder sich wieder eine neue Wohnmöglichkeit suchen zu müssen, sondern dass sie es irgendwann einmal körperlich nicht mehr schaffen wird, ihre Arbeit zu verrichten“ (RERRICH, S. 74). Eine von ihrem polnischen Arzt angeratene Operation schiebt sie mit der Begründung, den drohenden Verdienstaustausfall aufgrund der langen Schonzeit nicht kompensieren zu können, immer wieder auf. Multilokalität führt bei vielen Betroffenen auch zu spezifisch damit in Zusammenhang stehenden psychischen Problemen: „Neben der Einsamkeit, unter der so gut wie alle Frauen leiden, wenn sie ihre Familien im Heimatland zurückgelassen haben, und der Angst davor, dass ihr Status als Illegale entdeckt wird, stellt die schwierige Wohnsituation eine typische psychische Belastung dar“ (RERRICH, S. 75).

All diese unklaren und unsicheren Inklusionen wirken sich für diese Multilokalen dann auf die Möglichkeiten der Ausbildung raumbezogener Identitäten aus. Ihr lokaler Handlungsspielraum ist häufig eingeschränkt, sodass sich Zugehörigkeits- und Sicherheitsgefühle oder räumliche Kompetenzen für soziale Interaktionen kaum etablieren können. „Bei den Frauen, die sich ohne Papiere in Deutschland aufhalten, kommt dazu, dass sie ihre Freizeitaktivitäten in der Öffentlichkeit aus Sicherheitsgründen drastisch einschränken. [...] Sie vermeiden alle nicht unbedingt erforderlichen Wege und halten sich in ihrer Freizeit deshalb vor allem in der Wohnung auf“ (RERRICH, S. 81). Mangelnde Identifikation mit dem Arbeits- oder Wohnort (sowie den Räumen dazwischen) wird aber durchaus auch an bestimmten öffentlichen Lokalitäten kompensierbar. Zu diesen Orten gehören häufig Parks: „Wir fahren in einen Park [in Hamburg; A.K.], den Frau Garcia »United Nations« nennt. In der Tat: Zuerst kommt die Parzelle der Ecuadorianer, [...]. Unter einem Baum verteilt eine Frau ecuadorianisches Essen [...], daneben ist ein anderes Volleyballfeld von Peruanern und ein regelrechter Biergarten improvisiert [...]. Dann kommen die Kubaner, die Baseball spielen, daneben die Brasilianer mit Fußball, dann die Türken usw.“ (RERRICH, S. 90). Über lokalspezifische und temporäre Identitätserfolge lassen sich die ansonsten armseligen Bedingungen auch einmal vergessen. SPIEGEL (S. 131ff.) erwähnt neben den Parks auch Orte, an

denen die Transmigrantinnen als Schauspielerinnen, Tänzerinnen oder Sängerinnen in Erscheinung treten.

Prospektiv wirken sich diese Identitätsprobleme unterschiedlich aus. Die multilokale Lebensform entstand häufig in dem Glauben, eine ökonomische Verbesserung der familiären Situation zu erzielen – obgleich viele Migrantinnen über ein relativ hohes Bildungsniveau verfügen (RERRICH, S. 54; SPIEGEL, S. 67), waren viele in ihrem Heimatland arbeitslos oder geringfügig beschäftigt (und der Partner arbeitslos), sodass sich die zirkuläre Wanderung in Länder, in denen der Zugang zum Arbeitsmarkt möglich und der Verdienst deutlich höher ist, als temporärer und provisorischer Ausweg anbot. Dann hat sich diese Lebensform jedoch etabliert und die Frage nach der Zukunft wird unterschiedlich beantwortet. SPIEGEL (S. 118) zeigt diese Variabilität eindrücklich auf: „Innerhalb des translokalen Settings verorten sich diese jungen Frauen auf unterschiedliche Weise. Marcela und Hilda arbeiten auf eine konkrete Rückkehr nach Bolivien hin und leben im Moment am falschen Ort. Julias Lebenswelt ist durch die konsequente Spannung gekennzeichnet, imaginär an den Ort zu gehören, an dem sie nicht lebt und auch nicht leben will. Carolina ist eine Zigeunerin, die sich überall fremd und marginal fühlt, während Gabriela gerade diese Delokalisierung und Hybridisierung zum Mittelpunkt ihrer Identität macht“.

Damit wird erkennbar, dass und wie die Aufspaltung des Lokalen über große Entfernungen in mehrere Bezugseinheiten zu einer Verarmung identitärer Lebensvollzüge führen kann. Am Herkunftsort ist man vielfach nicht mehr sozial, politisch und kulturell inkludiert, und am Zielort wird dies kaum zufriedenstellend erreicht. Viele verdienen mehr als zuvor, ökonomische Armut ist also nicht die Folge und dennoch erscheint eine *vita activa* weder an beiden Orten noch an einem davon eine erfolversprechende Realisierungschance zu bekommen.

5 Multilokale Identitäten im ersten Arbeitsmarkt

Um nun vergleichend einen Eindruck von jenen multilokalen Biographien zu bekommen, die formell im Funktionssystem des Arbeitsmarktes inkludiert sind, aufgrund ihrer berufsbedingten Multilokalität jedoch ebenfalls selektiv und partiell Exklusionsrisiken bzw. Exklusionen erfahren, die dann mit Armut assoziiert werden können, greife ich auf empirisches Datenmaterial zurück, das SCHNEIDER et al. (2002) für Deutschland unter dem Titel ‚Berufsmobilität und Lebensform‘ auf der Grundlage qualitativer und quantitativer Befragungen erhoben haben (zwei Anmerkungen: 1. Im Folgenden werden auch hier, da ich mich in diesem Abschnitt ausschließlich auf diese Quelle beziehe, nur die Seitenangaben referenziert. 2. Dem Hinweis auf Deutschland liegt keine territoriale Kausalität zugrunde, ob z.B. Multilokale auch im Ausland arbeiten, geht aus der Untersuchung nicht hervor). Im Rahmen dieser Untersuchung wurden von ihnen folgende mobile Lebensformen unterschieden: ‚Fernpendler‘, ‚Umzugsmobile‘, ‚Fernbeziehungen‘, ‚Varimobile‘ und ‚Shuttles‘ (SCHNEIDER et al., S. 25f.). Um den Rahmen nicht zu sprengen, aber auch um den Themenkontext eng zu halten, beziehe

ich mich nachfolgend auf einige Charakteristika der Kategorie der Shuttles (die ich hier aber des konsistenten Sprachgebrauchs wegen als Multilokale bezeichne), da sie das Kriterium der Multilokalität (als Bilokalität) tatsächlich erfüllen. Im Vergleich dieser Gruppen sind Multilokale allgemein durch eine hohe Gesamtbelastung der Lebensführung – für sich selbst, die Familie, das soziale Netzwerk, das bürgerschaftliche Engagement – gekennzeichnet. Der Entstehungskontext für Multilokalität ist für diese Gruppe dabei heterogen, es treten sowohl freiwillige als auch erzwungene Entscheidungen auf (SCHNEIDER et al., S. 218). Bemerkenswert ist ferner, dass Multilokale in ihrer Selbsteinschätzung bezüglich der gewählten Lebensweise überdurchschnittlich häufig diese als ‚anormal‘ bezeichnen:

„Auf jeden Fall außergewöhnlich, das entspricht nicht unseren Vorstellungen, ... so hatten wir uns ein Zusammenleben nicht vorgestellt“ bzw. „... ich habe am Wochenende nicht die Energie noch irgendwo anders hinzufahren, wie dies andere tun, ... ich bin einfach nicht frei in meinen Freizeitplanungen“ (SCHNEIDER et al., S. 243).

Damit in Zusammenhang steht ein überdurchschnittlich hoher Anteil an Multilokalen, die den Grad an selbstbestimmter Lebensführung mit ‚gering‘ bis ‚überhaupt nicht gegeben‘ bewerten. In dieser Untersuchung weisen sie im Vergleich zu anderen Mobilitätsformen den höchsten Anteil auf (SCHNEIDER et al., S. 291). Hierfür spielen vielfältige Gründe wie mangelnde berufliche Perspektiven am Hauptwohntort, wenig Möglichkeiten der Arbeitszeitreduktion oder -flexibilisierung sowie die vorhandene Einbettung des Partners bzw. der Kinder in berufliche, schulische und soziale Netzwerke eine Rolle (SCHNEIDER et al., S. 295). Inklusionsentscheidungen und Inklusionsgrade amalgamieren so zu einer hybriden Gesamtkonstellation, die sich nicht durch isolierte Anstrengungen verbesserter Integration in einzelne Funktionssysteme subjektiv einem Optimum näher bringen lassen. Multilokalität wird vielmehr als grundsätzliche Barriere für eine Veränderung des komplexen Wirkungsgefüges wahrgenommen, in das die eigene biographisch-identitäre Entwicklung eingebettet ist. Unter diesen Bedingungen kann Fremdbestimmung andererseits auch mit Entlastungsfunktionen aufwarten, wie sie beispielsweise in der Aufrechterhaltung sozialer Netzwerke für den nicht mobilen Teil des Haushalts existiert. Aber auch hier treten Ambivalenzen auf, wie die Autoren der Studie hervorheben: „Die Ausführungen zur Aufgabenteilung unter der Woche und auch am Wochenende wiesen bereits darauf hin, welche hohe Arbeitsbelastung die Partnerinnen und Partner von Wochenendmobilen bewältigen müssen“ (SCHNEIDER et al., S. 333).

Diese wenigen Ausführungen lassen bereits erahnen, dass – bei aller Variabilität im Einzelnen – Muster ungleicher Integrationstiefe entstehen, sobald man vor der Herausforderung steht, eine *vita activa* an mehreren Orten zu realisieren. Dies bleibt auch nicht ohne Folgen für die Etablierung oder Erhaltung raumbezogener Identitätsprozesse. Die Potenziale der Lokalität am ‚Nebenort‘ werden kaum bzw. gar nicht genutzt, man arbeitet länger, um sich das Wochenende frei zu halten; oder sie werden sehr selektiv, vorzugsweise als Konsumort, genutzt. Am Hauptort findet häufig eine Reduzierung auf das subjektiv als Machbare eingeschätzte statt:

„Ist schon weniger geworden [der Besuch von Freunden; A.K.], weil die Zeit ist halt knapp und das geht wahrscheinlich vermutlich allen so, erst einmal besonders reserviert ist die Zeit für meinen Partner und irgendwo muss ich ja kürzen, weil ich eben weniger da bin als früher, das kürze ich dann am ehesten bei den Freunden“ (SCHNEIDER et al., S. 336).

SCHNEIDER et al. haben auch danach gefragt, welche Belastungen durch Mobilität hervorgerufen werden und ob es Zusammenhänge zwischen den Mobilitäts- und Belastungsformen gibt. Multilokale unterscheiden sich in ihrer Einschätzung, dass ihre Lebensform sowohl Belastungen als auch Probleme mit sich bringt, kaum von den anderen Mobilitätsgruppen. Tabelle 1 zeigt für die abgefragten Belastungsvariablen, welche davon über- und welche unterdurchschnittlich von Multilokalen genannt wurden (im Vergleich zu allen Mobilen). Das dabei sichtbare Muster macht deutlich, dass es nur durch hohen persönlichen Einsatz möglich ist, beruflich, familiär und im Freundeskreis inkludiert zu bleiben (sofern dies überhaupt gelingt, siehe Bürgerengagement) und dass die durch Multilokalität bedingte räumliche Trennung als nicht kompensierbares Faktum zu akzeptieren ist, während die zeitliche Trennung als weniger problematisch bewertet wird. Dies verdichtet sich dann häufig in dem Gefühl, nirgends so wirklich zu Hause zu sein:

„Dass man sich nirgendwo zu Hause fühlt. Und dass man letztendlich auch, also ein zu Hause ist dann umfassend gemeint, sozial gemeint, gesellschaftlich gemeint, also das ist mit Engagement gemeint. Es ist also für mich sehr umfassend dann“ (SCHNEIDER et al., S. 350).

Dieses Gefühl wird auch durch erhöhte Organisationserfordernisse noch verstärkt:

„Ja gut, das permanente zwei Haushalte haben, ich sage mal, das fängt an mit Einkaufen [...], auch so Kleinigkeiten, dass das eine Buch, das man gelesen hat, das hat man wieder mal dort liegen lassen und die Banküberweisung, die man machen müsste, hat man dort vergessen [...] und also diese tausend Kleinigkeiten, die dann natürlich immer in der falschen Wohnung sind. Das ist einfach auf die Dauer nervig [...]“ (SCHNEIDER et al., S. 353).

Auch wenn die zeitliche Trennung als weniger kritisch bewertet wurde, so wird sie mitunter dann zum Problem, wenn die räumliche Trennung zum schleichenden Ausschluss aus Funktionssystemen führt. Am Beispiel der Erziehung wird dies deutlich:

„Das ist so ein Punkt, wenn man heimkommt am Wochenende und mit den Kindern gibt es oft auch mal Ärger [...], dann habe ich manchmal das Gefühl, ich kann nicht einfach heimkommen und kann nur herumschimpfen und meckern. Ich muss da manchmal aufpassen, dass ich nicht an einen Punkt komme, wo man sich ein bisschen außen vor fühlt: Ja, was willst du denn eigentlich hier [...]. Du bist sowieso die ganze Woche nicht da und du kannst das gar nicht beurteilen“ (SCHNEIDER et al., S. 354f.).

Selbst		Partnerschaft		Beruf	
Psychische Befindlichkeit	ÜD	Getrennte Welten	ÜD	Arbeit zu stark komprimiert	ÜD
Belastung durch Fahrerei	ÜD	Mangelnde gemeinsame Zeit	ud	Zeitlich unflexibel	ud
Zeitmangel	ud	Paarkonflikte	ud	Nachteile für berufliche Entwicklung	ud
Persönlichkeitsentwicklung	ÜD	Partnerschaft nach Stundenplan	ud	Verlust sozialer Kontakte	ud
Physische Befindlichkeit	ud	Familie/Kinder		Bürgerengagement	ÜD
Vereinbarungsbelastung	ud	Mangel an gemeinsamer Zeit	ud	Finanzielle Belastung	ÜD
Hoher Organisationsaufwand	ÜD	Getrennte Welten	ÜD		
Sorge um den Partner	ud	Kind wird belastet	ÜD		

ÜD = überdurchschnittlich; ud = unterdurchschnittlich

Quelle: SCHNEIDER et al. (2002, S. 348), verändert.

Tab. 1: Belastungen mobiler Lebensformen aus der Sicht der mobilen Personen

Abschließend soll noch eine Stimme zu Wort kommen, die die allmähliche Verarmung bürgerschaftlichen Engagements mit entsprechenden räumlichen und politischen Exklusionsfolgen illustriert:

„Ich war bisher immer politisch tätig gewesen, aber das habe ich während der Beziehung völlig ausgeschaltet, weil da einfach keine Zeit mehr dafür blieb. Ich denke auch, je mobiler man ist, umso weniger engagiert man sich vor Ort, weil man auch nicht so genau weiß, wo man zu Hause ist. Man interessiert sich dann auch weniger für die lokalen Belange“ (SCHNEIDER et al., S. 361).

Zusammenfassend möchte ich festhalten, dass auch für diese Form der Multilokalität Identitätsentwicklungen einem Abwägungsprozess unterliegen, ob und wie man sich inkludieren kann oder nicht. Multilokalität auf der geschilderten Ebene der Belastungen wird tendenziell als Exklusionsgenerator gesehen, mit dem man sich temporär arrangieren mag, gleichzeitig damit aber auch die damit einhergehende Verarmung an Entscheidungskompetenz erkennt und erfährt.

6 Fazit

Armut hat nicht ausschließlich, und im Rahmen dieses Beitrages auch nicht primär, mit finanzieller oder ökonomischer Armut zu tun, wenngleich finanzielle Sicherheit natürlich eine wesentliche Bedingung für die Möglichkeit gesellschaftlicher, kultureller und politischer Partizipation darstellt. Hier stand jedoch die Vielfalt der mit dem Armutsbegriff assoziierten Schwierigkeiten im Mittelpunkt des Interesses. Diese Schwierigkeiten entziehen sich einer monetären Quantifizierung weit gehend, sodass ergänzend (aber auch aus grundsätzlichen Theorieüberlegungen heraus) die Perspektive der Exklusions-/Inklusionsthematik über ihre systemtheoretische Differenzierung als qualitatives Korrelat integriert wurde. Vervollständigt wurde das hier gezeichnete Bild dann noch durch eine disaggregierende Interpretation von Armut und Integration über den Kontext der persönlichen Identität.

Der Tatsache, dass sich Armut, Exklusion und Identität immer an konkreten Orten vollzieht, wurde in diesem Beitrag auf der subjektiv-lokalen Ebene der raumbezogenen Identität Rechnung getragen. Insbesondere in der gleichzeitigen Trennung und Relationierung des Lokalen sollte deutlich werden, wie schwierig und armutsinduzierend, aber es auch möglich ist, hybride Konstellationen in der biographischen Entwicklung zu akzeptieren. Lokalität ist eine maßstabsabhängige Bezugsgröße, die sich als räumliche Systeme auch auf anderen Ebenen unter dem Gesichtspunkt der Integration und Ungleichheit koppeln lassen – zu denken ist hier an Phänomene wie Gated Communities, Gentrification, Segregation oder Global-City-Hierarchie, auf die hier aber nicht eingegangen werden konnte. Auch relationale Netzwerkphänomene, wie die Entstehung einer global care chain, in der zum Beispiel Frauen aus der Ukraine polnische Haushalte versorgen, weil deren Mütter in Österreich putzen und selbst vielleicht von philippinischen Frauen ersetzt werden, möchte ich hier nur erwähnen (vgl. RERRICH 2006, S. 15 und S. 131). Sollte also tatsächlich in der Spätmoderne Mobilität das Leitbild und Sesshaftigkeit (noch) Praxis sein, dann sind auch Formen und Probleme wie die hier beschriebenen weiterhin und weitergehend zu erforschen.

7 Literaturverzeichnis

- APPADURAI A. (1998), Globale ethnische Räume. Bemerkungen und Fragen zur Entwicklung einer transnationalen Anthropologie. In: BECK U. (Hrsg.), Perspektiven der Weltgesellschaft, S. 11–40. Frankfurt a.M.
- BARALDI C., CORSI G., ESPOSITO E. (1997), GLU Glossar zu Niklas LUHMANNs Theorie sozialer Systeme. Frankfurt a.M.
- BOHLE H.H. (1997), Armut trotz Wohlstand. In: HEITMEYER W. (Hrsg.), Was treibt die Gesellschaft auseinander? Bundesrepublik Deutschland: Auf dem Weg von der Konsens- zur Konfliktgesellschaft, Bd. 1, S. 118–155. Frankfurt a.M.
- BUDE H., WILLISCH A. (2008), Die Debatte über die »Überflüssigen«. Einleitung. In: BUDE H., WILLISCH A. (Hrsg.), Exklusion, S. 9–30. Frankfurt a.M.

- CASTEL R. (2008), Die Fallstricke des Exklusionsbegriffs. In: BUDE H., WILLISCH A. (Hrsg.), Exklusion, S. 69–86. Frankfurt a.M.
- GOEKE P. (2007), Transnationale Migrationen. Post-jugoslawische Biografien in der Weltgesellschaft. Bielefeld.
- KAMPER D. (1996), Je mehr Zufall, desto mehr Spiel. Ein Versuch über das Kontingente. In: HAMMEL E. (Hrsg.), Synthetische Welten. Kunst, Künstlichkeit und Kommunikationsmedien, S. 109–117. Essen.
- KAUFMANN J.-C. (2005), Die Erfindung des Ich. Eine Theorie der Identität. Konstanz.
- KOCH A. (2004), Dynamische Kommunikationsräume. Ein systemtheoretischer Raumentwurf. Münster.
- KOCH A. (2006), Informationsinfrastrukturen und raumbezogene Identität als Ansatzpunkte nachhaltiger Lebensqualität. Eine empirische Untersuchung in der Messestadt Riem (München). In: CORP Proc. 2006, S. 397–407.
- KRÄMER-BADONI Th. (2002), Urbanität, Migration und gesellschaftliche Integration. In: LÖW M. (Hrsg.), Differenzierungen des Städtischen, S. 69–86. Opladen.
- LÖW M. (2001), Raumsoziologie. Frankfurt a.M.
- LÖW M. (2002), Die Stadt: Eine Verdichtung funktionaler Differenzierung, eine räumlich differenzierte Einheit oder ein geschlechtlich differenzierter Raum? In: LÖW M. (Hrsg.), Differenzierungen des Städtischen, S. 9–26. Opladen.
- LUHMANN N. (1993), Soziale Systeme. Frankfurt a.M.
- MEYER-TIMPE U. (2007), Eine große deutsche Lüge. In: ZEIT ONLINE, 48/2007, S. 27 [Abruf: 04.07.2008].
- MEYROWITZ J. (1998), Das generalisierte Anderswo. In: BECK U. (Hrsg.), Perspektiven der Weltgesellschaft, S. 176–191. Frankfurt a.M.
- NASSEHI A. (2002), Dichte Räume. Städte als Synchronisations- und Inklusionsmaschinen. In: LÖW M. (Hrsg.), Differenzierungen des Städtischen, S. 211–232. Opladen.
- OSSENBRÜGGE J. (2004), Transstaatliche, plurilokale und glokale soziale Räume – Grundbegriffe zur Untersuchung transnationaler Beziehungen und Praktiken. In: OSSENBRÜGGE J., REH M. (Hrsg.), Social Spaces of African Societies. Applications and Critique of Concepts about “Transnational Social Spaces”, S. 15–34. Münster.
- PFÄFF-CZARNECKA J. (2003), Lokale Identitäten, Lokalismus und globale Horizonte: Multiple Perspektiven auf Solidarität in einem nepalischen Dorf am Himalaya (= Working Papers d. Komm. f. Sozialanthropologie). Wien, ÖAW.
- RERRICH M.S. (2006), Die ganze Welt zu Hause. Cosmobile Putzfrauen in privaten Haushalten. Hamburg.
- ROLSHOVEN J. (2004), Mobilität und Multilokalität als moderne Alltagspraxen. Ethnographien kultureller Mobilität. In: UELI G., ROLSHOVEN J. (Hrsg.), Zweitwohnsitze und kulturelle Mobilität. Projektberichte, Zürich – http://www.ipk.unizh.ch/studium/download/rolshoven_mobility.pdf [Abruf: 04.07.2008].
- ROLSHOVEN J. (2006), Woanders daheim. Kulturwissenschaftliche Ansätze zur multilokalen Lebensweise in der Spätmoderne. Redigierte Fassung der Antrittsvorlesung vom 28. Januar 2006 an der Universität Zürich – http://www.ipk.unizh.ch/studium/download/rolshoven_mobility.pdf [Abruf: 04.07.2008].
- SCHNEIDER N., LIMMER R., RUCKDESCHEL K. (2002), Berufsmobilität und Lebensform: sind berufliche Mobilitätsanforderungen in Zeiten der Globalisierung noch mit der Familie vereinbar? (= Schriftenreihe d. BM f. Familie, Senioren, Frauen u. Jugend, 208). Stuttgart.
- SCHROER M. (2008), Die im Dunkeln sieht man doch. Inklusion, Exklusion und die Entdeckung der Überflüssigen. In: BUDE H., WILLISCH A. (Hrsg.), Exklusion, S. 178–194. Frankfurt a.M.

- SPIEGEL A. (2005), Alltagswelten in translokalen Räumen. Bolivianische Migrantinnen in Buenos Aires. Frankfurt a.M. – London.
- VOGEL B. (2008), Überflüssige in der Überflussgesellschaft? In: BUDE H., WILLISCH A. (Hrsg.), Exklusion, S. 154–160. Frankfurt a.M.
- WEICHHART P. (1999), Raumbezogene Identitäten 1–4 – <http://www2.ru.nl/socgeo/colloquium/SpatialIdentity.html> [Abruf: 04.07.2008]
- WEICHHART P. (2008), Multilokalität – Konzepte, Theoriebezüge und Forschungsfragen (unveröff. Manuskript, dem Autor zur Verfügung gestellt).
- WEISS A. (2008), Raumrelationen als zentraler Aspekt weltweiter Ungleichheiten. In: BUDE H., WILLISCH A. (Hrsg.), Exklusion, S. 225–245. Frankfurt a.M.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Mitteilungen der Österreichischen Geographischen Gesellschaft](#)

Jahr/Year: 2008

Band/Volume: [150](#)

Autor(en)/Author(s): Koch Andreas

Artikel/Article: [Phänomene der Armut und Exklusion bei multilokalen Lebensformen
209-228](#)